universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Die Unvermählten

Greinz, Hugo

Berlin, 1914

Rache

urn:nbn:at:at-ubi:2-9417

Rache

Gabriele saß mit Willi beim Tee. Sie waren vor zwei Stunden von einer Spazierfahrt etwas fröstelnd nach Hause gekommen, denn es war noch im ersten Vorfrühling, und die Sonne, die nachmittags den Glanz eines Maitages vorgetäuscht hatte, ließ keine Wärme zurück, als sie hinter die Wälder gesunken war. Sie hatten in Gabrielens Wohnung das Abendbrot genommen und saßen nun beim Tee. Gabriele in einem weichen Schlafrocke, der die Linien von ihrem reichen, ins Kupferbraune schillernden Haar bis tief zum Ansatz der Brüste und in den Nacken hinein freiließ. Willis Blick ruhte eben auf diesen geliebten, so oft liebkosten Stellen ihres Körpers, als es klingelte und das Dienstmädchen gleich darauf an die Tür klopfte und Gabriele ein Telegramm überbrachte. Gabriele öffnete es, las es und ließ es, ein wenig betroffen, sinken. Dann reichte sie es Willi. Es enthielt nur die wenigen Worte: ‚Claudius von Hofstetter heute sanft verschieden. St. Georges Hospital Bombay.‘ Willi sah einen Augenblick vom Telegramm auf zu Gabriele. Die saß schweigend, in sich versunken, und

ihre Augen waren glanzlos ins Weite gerichtet. Um ihren Mund ging ein Zucken, das schwer zu deuten war, die Lippen hatte sie fest aufeinander gepreßt. Es vergingen einige Minuten, bis sie, wie einem plötzlichen Entschlusse folgend, ihren Körper wieder ganz in der Gewalt hatte, mit einem tiefen Aufatmen sich zusammenraffte und nur die wenigen Worte sagte: „Also doch — der arme Claudius!" Dann stand sie auf, ging zum Fenster und sah lange die Straße hinab, die unten im Dunkel des Abends lag. Willi trat zu ihr und streichelte die Hand, die sich auf den Riegel des Fensters stützte. Gabriele ließ sie aber bei der Berührung sofort fallen, und es war ihm, als ob sie ganz leise, nur für sich gesagt hätte: „Laß das jetzt!" Dies Schweigen drückte Willi immer mehr, und je länger es währte, desto schärfer prägte sich seinen Augen das Bild des Zimmers ein, in dem es so still geworden war. Auf dem Tisch standen die halbgeleerten Teeschalen, die Depesche dazwischen, und über den Lichtkreis hinaus, den die Lampe zog, stieg zu den Wänden hin das Dunkel mit jedem Schritt. Gabriele stand ganz im Finstern, aber ihre schlanke Gestalt war in hellen Stoff gekleidet, und von den Haaren schien das eine oder andere aufzuschimmern. Reglos lehnte sie am Fenster, von ihrem Gesicht konnte er nichts sehen, er wußte nicht, ob in ihren Augen Tränen standen. Aber er hatte das Gefühl, er müsse sie jetzt allein

lassen, und um etwas zu sagen, sprach er zum Fenster hinüber: „Wir sehen uns ja morgen, Gabriele?“ verließ dann, ohne eine Antwort vernommen zu haben, das Zimmer und schloß leise die Türe hinter sich.

Gabriele war allein. Geraume Zeit, nachdem Willi gegangen war, kehrte sie zum Tische zurück und nahm das Telegramm wieder in die Hand. Claudius war also gestorben. Sie mußte sich die Worte immer wieder einprägen. Claudius war gestorben, war nicht mehr auf der Welt. Nun konnte sie tun und lassen, was sie wollte. Doch nein, — das hatte sie ja auch zu seinen Lebzeiten getan. Aber nun konnte sie es mit freiem Gewissen tun, befreit von der Furcht vor Verantwortung, von der steten Angst, ihm ein Leid zuzufügen. Denn er war doch ein Mensch voll Güte und Milde gewesen. Zwei Jahre war sie mit ihm durchs Leben gegangen, und diese zwei Jahre waren schön und schmerzlich. Wer weiß, wenn es noch ein drittes geworden wäre, ein viertes, vielleicht wäre ein wirkliches, ruhiges, in sich gefestigtes Glück gekommen.

Mit einem aus Ekel und Wollust gemischten Empfinden dachte sie an die Zeit zurück, ehe sie Claudius gekannt hatte. Da war sie eine kleine Schauspielerin, immer auf den letzten Bühnen der Stadt in den kleinsten Rollen beschäftigt, und dies hatte mit sich gebracht, daß ihr dieser Beruf eigentlich nur

mehr eine Maske war, hinter der sich ein ganz anderes Gesicht barg. Sie war talentlos und schön. Wie so viele. War es da ein Wunder zu nennen, daß sie von einer Hand in die andere ging? Pfui, das Leben war schmutzig und gemein. Und als sie gerade so weit war, daß ihr der Schmutz und die Gemeinheit nicht mehr viel hätten anhaben können, war Claudius gekommen. Erst einer unter vielen, dann der einzige. Er war bedeutend älter als sie, an die vierzig, während sie noch nicht über die Jugend ihrer ersten zwanzig hinausgewachsen war. In dem Kreis der Männer, der sie damals umgab, stach er am meisten durch seine Unscheinbarkeit hervor. Die anderen waren alle gesellig und heiter, junge, elegante Leute, die sich auf den Lebensgenuß verstanden. Claudius war still. Bald entdeckte sie, daß er in keiner Vorstellung fehlte, in der sie auftrat und ihre unbedeutende Rolle spielte. Beobachtete, wie er keinen Blick von ihr ließ, jede ihrer Bewegungen verfolgte. Das ging einige Wochen hindurch, und seine Anhänglichkeit rührte sie. Als er sie einmal nach der Vorstellung am Bühnenausgang erwartete, nahm sie seine Begleitung freudig an, und es geschah, daß sie von nun an öfters Abende allein verbrachten, bis er sie schließlich in seiner stillen, bescheidenen Weise fragte, ob sie nicht ihm gehören und ihr Leben nach seinen Wünschen einrichten wolle. Sie sagte ja und war ihm dankbar.

Und als sie das erste Mal in seiner Wohnung war und Claudius sie mit einer Achtung und galanten Liebenswürdigkeit, als ob sie wirklich eine Dame der Gesellschaft wäre, empfing und den ganzen Abend hindurch sein Benehmen nicht änderte, tat ihr dies über alle Maßen wohl. Sie empfand deutlich, daß dieser Mann gerade jenem in ihr Schätzung entgegenbrachte, was so oft getreten und mißhandelt worden war, ihrer Weiblichkeit, und der Leichtsinn war in ihr nicht so sehr Instinkt, daß sie über diese Zartheit Claudius' hätte lächeln können. Von diesem ersten Abend an gehörte sie ihm, und einen seiner Wünsche nach dem anderen erfüllte sie. Sie brach mit allen übrigen, sie verzichtete auf die Bühne und das lächerliche Bettelgeld, das ihre Gage bildete, und konnte dies umso leichter tun, als Claudius in jeder Weise für sie sorgte. Er war reich, ein einziger Sohn frühverstorbener Eltern. Gabrielens Freunde und Freundinnen tuschelten erst: sie ist die Geliebte des reichen Hofstetter geworden. Diese konnten dabei ein klein wenig Neides nur schwer verhehlen, jene bedauerten aufrichtig, daß das schöne und noch wenig verbrauchte Mädchen endgültig ihrer Gesellschaft entzogen sein sollte. Nach einem Vierteljahr sprach man von den beiden nicht mehr. Das Leben, das Claudius und Gabriele nun führten, war bei aller Wohlhabenheit von einem edlen sich selbst Bescheiden, und in Gabrielens Lebensweise kam,

kaum daß sie es merkte, unwillkürlich der Stil jenes Lebens, das Claudius das seine nannte. Gabriele wußte nicht viel von dem, was Claudius bisher alles gelebt, getrieben oder unterlassen hatte. Er sprach darüber nicht viel, und sie drang nicht in ihn, ebensowenig wie er sie viel nach ihrer Vergangenheit fragte. Über sie kam bei ihm eine wunderbare Ruhe, es war ihr, als ob sie sich dort von vielen unruhvollen, bewegten, wüsten Tagen ausrastete. Lange Nachmittage und Abende weilte sie in seiner Wohnung, in dem geräumigen vierfenstrigen Zimmer, das den größten Teil des Tages seinen Aufenthalt bildete, in dem seine Bücher aufgestellt waren, Erinnerungen an seine Reisen, Bilder und allerlei im Laufe der Jahre Gesammeltes und Erworbenes. Mit seiner so wenig lauten, wohlklingenden Stimme erzählte er von diesem und jenem, und ob er nun redete oder ob er schwieg, stets war in seinem Wesen etwas wie eine zarte Huldigung vor ihrer Jugend und ihrer Schönheit. Nur selten äußerte sich dies in bestimmten Worten, aber wenn es auch gar nie geschehen wäre, wäre Gabriele keinen Augenblick darüber in Zweifel gewesen, wie er über sie dachte. Daß er über die ihm nicht unbekannte Periode ihres Lebens, die manchen ernsten Mann zurückgeschreckt hätte, sich mit ihr inniger zu befassen, einfach hinwegsah, war noch das geringste. Aber je besser ihn Gabriele kennen lernte, desto klarer ward es ihr,

daß Claudius einer jener Männer war, die stark von dem Bewußtsein durchdrungen sind, daß sie ohne weibliche Ergänzung nur ein Stückwerk sind, und bei denen die Wertung des Weiblichen schon der bei jedem Menschen ziemlich ausgeprägten Eigenliebe entspringt. Seine Neigung zu Gabriele drängte mit jedem Tag zu immer schönerer und stärkerer Erfüllung. Er warb um sie mit feinen Händen und zärtlichen Gedanken, und Gabriele fühlte es nur in seltenen Stunden, wie sie langsam nach seinen Wünschen und Vorstellungen umgeformt wurde, zu etwas Besserem, zu einem Menschen, der über sich nachdachte und allmählich zu einer Erkenntnis des Lebens gelangt. Claudius war von dieser Erkenntnis schon seit langem durchdrungen, und am Anfange ihres Beisammenseins hatte er ihr in einer etwas trüben und gedrückten Stunde auseinandergesetzt: er werde nicht lange leben. Außer dem Vermögen hatten ihm seine Eltern auch die kranke Lunge hinterlassen, die sie selbst so früh in den Tod gebracht. Befreundete Ärzte hatten ihn mit aller Nachsicht über seinen Zustand aufgeklärt, und er hütete sich auch vor allen Ausschreitungen, ohne sich dazu zwingen zu müssen. Denn von Jugend auf, unter der Obhut von Tanten und Onkeln, war schon stets die größte Rücksicht auf seine zarte Gesundheit genommen worden, und er hatte sich durch Klugheit und Selbsterziehung über die gefährlichen Jahre zu

einer gewissen Stetigkeit seines Zustandes hinübergeholfen, der ihn schließlich gar nicht mehr sonderlich beunruhigte. Er trieb sogar in aller Mäßigkeit und selbstauferlegten Beschränkung einigen Sport, innerhalb der Grenzen der Zuträglichkeit, die einzuhalten ihm kein Verzicht war. Gabrielens Verhalten zu Claudius war seit der Stunde, in der sie all dies erfahren hatte, ein viel innigeres und vertrauteres, sie fühlte sich ihm mehr zugehörig als ehedem, sie kümmerte sich um sein Befinden, war liebreicher zu ihm, als es sonst vielleicht ihre Art war, und selbst beglückt und beschenkt, wenn sie merkte, mit welch unausgesprochener Dankbarkeit Claudius ihre Sorge um ihn hinnahm.

Als sie im vorigen Sommer einige Monate lang der Stadt fern waren und an den Mittelmeerküsten sich in dem farbenschweren Glanz des Südens sonnten, führten sie das harmlose glückliche, selbstzufriedene Leben eines jungen Ehepaares, das außer sich nichts Begehrenswertes mehr kannte, und hätte Gabriele nicht schon selbst alles das, was von ihrem früheren Leben noch einen Rest in ihr hinterlassen hatte, unbewußt ausgeschieden, so hätte sie beobachten können, wie froh und stolz Claudius über ihre Wandlung war. So nahm sie seine Freude an ihr hin, wie das Geschenk glücklicher Tage. In ruhiger Zufriedenheit waren sie im Herbst zurückgekehrt. Und vielleicht hätten sie das nicht tun sollen. Denn es

war ein rauher Herbst, und Claudius fühlte sich nicht wohl. Es überkam ihn die Angst, und oft gab es bittere Stunden, in denen Gabriele bei ihm saß und er schweigend, mit verzagten Blicken, ins Leere starrte, ihrer Anwesenheit gar nicht achtend. Ihr Zuspruch nützte wenig, und wenn sie sich erhob, um zu gehen, fand er kein Wort, das sie gehalten hätte. Dann saß sie den Abend trüb und unbefriedigt in ihrer kleinen Wohnung, entbehrte Claudius, hörte dem Mädchen zu, das gleichgültige Dinge schwatzte, und fühlte immer mehr eine peinigende Unruhe in sich aufsteigen. Oder sie fuhr, wenn es sie nicht zu Hause litt, in die Stadt, ging durch die breiten, erleuchteten Straßen, spürte bewundernde Blicke auf sich ruhen, wie in vergangenen Tagen, und kehrte nach Hause zurück, nun erst recht aus dem schönen Gleichmaß gebracht, das sonst jetzt ihr Leben ausfüllte. Wenn sie tags darauf zu Claudius kam, überhäufte sie ihn mit Zärtlichkeiten, die er nicht gewohnt war, und er empfing sie, wie es ihr schien, mit einem verwunderten Mißtrauen, so als ob diese Hingebung einem nicht ganz reinen Gewissen entspränge. Das verletzte sie, und sie wurde kühl und zurückhaltend. Wenn sich Claudius besser fühlte, kehrte wohl auch die alte Vertraulichkeit und Innigkeit zurück, und es gab schöne Stunden, wie nur je zuvor. Aber sie wurden immer seltener, und stets häufiger wurde dafür eine erzwungene Wärme oder ein

Fremdsein, das ebenso unecht war, da es doch nur Verstimmungen seinen Ursprung dankte, deren Ursachen außer ihnen zu liegen schienen. Gabriele litt unter diesen Schwankungen mehr als Claudius, und wenn dieser durch seine Krankheit in drückende Angst geriet, so war es bei ihr ein wilder, grauenhafter Schrecken, der sie beim Gedanken befiel, was ihr bevorstände: in ein Leben zurückzukehren, das sie haßte, das ihr, wie sie jetzt dachte, nur mit abstoßenden Scheußlichkeiten erfüllt war, und das zu tragen sie nicht mehr imstande wäre.

An einem Tag im Spätherbst, da Claudius eine Stunde lang im weichen Teppich seines Zimmers lautlos auf und ab geschritten war und ihre Worte, die sie mühevoll fallen ließ, wie Tropfen in ein leeres Glas, mit keiner Antwort erwiderte, — an diesem Tag im Spätherbst, der wie ein welkes, trauriges, hinsterbendes Leben vor den Fenstern hing, hatte sie Willi kennen gelernt. Wieder kennen gelernt, denn er war ihr kein Fremder aus der Zeit her, da sie noch von einem Schwarm junger, lebenslustiger Männer umschmeichelt war. In Unglück und Mißmut, mit schwer zurückgehaltenen Tränen in den Augen, hatte sie Claudius' Wohnung verlassen und war ohne Ziel und Richtung, verloren und haltlos, durch die Straßen gegangen. Ihr war mit jedem Schritt, als ob sie sich von etwas Totem entfernte, das ihr nicht mehr gehörte, das nie mehr ins Leben

zurückkäme. Und diesen Abend hatte sie nicht zu Hause, sondern mit Willi verbracht, in dem hellen, prunkvollen Saale eines Hotels, in dem es an allen Tischen von Freude und Leben sprühte. Sie sprachen von alten Zeiten und von gemeinsamen Bekannten, und das ins Stille und Schmerzliche gewandte Wesen Gabrielens hatte Willi, den jungen, fröhlichen und liebenswürdigen Menschen, über die Maßen entzückt. Dieser Hofstetter hatte doch aus dem fast wild aufwachsenden, zügellosen Mädchen eine vollendete junge Dame gemacht und alle ihre guten Triebe gesund und prächtig sich entwickeln lassen. Am nächsten Tage fühlte sich Gabriele bei Claudius behaglich und warm, wie nur je, und es schien, als ob von ihrer gelassenen Heiterkeit ein gut Teil auch auf ihn überströmte. Sie wußten sich einander zugehörig und waren nahezu verliebt, und die Küsse, mit denen er sie verabschiedete, waren wie von gedämpfter Leidenschaftlichkeit, die Gabriele bei ihm kaum vermutet hätte. Und so blieb es die weiteren Wochen, ja in Claudius schien ein ganz neues, starkes Gefühl für sie zu erstehen. Wenn sie kam, begrüßte er sie mit der Ungeduld eines schon seit langem Wartenden, und wenn sie ging, ließ er sie wie etwas über alles Geliebtes aus den Händen gleiten, und die Zwischenzeit war heiße, verzehrende Liebe. Oft dachte Gabriele: er verzehrt sich wirklich an mir, er schenkt mir seine letzte Lebenskraft, er

will in mir aufgehen, daß ich ganz von ihm erfüllt sei, auch dann noch, wenn er nicht mehr wäre. Und dann graute ihr vor dieser Leidenschaft. Aber in den Stunden, in denen Claudius wie ein Sturm über sie kam, schloß sie die Augen und empfand als höchstes Glück, was er ihr gab, und ließ sich von seinen weichen Händen liebkosen und ließ sich immer wieder die stammelnden Worte vorflüstern, und konnte nicht genug bekommen von diesem Übermaß eines seine Liebe ohne Rückhalt Verschenkenden. Dann freilich lag Claudius oft schwer atmend und reglos da, und an Gabriele war es, ihm sanft Wangen und Hände zu streicheln und aus seinen müden Augen hingebende und dankbare Blicke zu locken.

Trotzdem war es aber bei dem ersten Zusammensein mit Willi nicht geblieben. Es war, als ob sie auf der anderen Seite eines jungen, ungebrochenen, überschäumenden Lebens bedurft hätte, als ob dort neue Kräfte auf sie übergehen würden, die sie dann an jenes zitternde, leidenschaftlich sich aufbäumende Leben verschenken konnte, das in Claudius schwer nach Atem rang. Je heißer und ungestümer sie sich von diesem umklammern ließ, desto seltener versagte sie sich den Werbungen des anderen, und es fiel ihr fast nicht bei, sich einer Untreue zu beschuldigen, die doch tatsächlich ihr Sein in zwei Hälften entzweiriß, von denen sie die eine Claudius nicht schauen lassen durfte. Trotzdem schenkte sie ihm ja

Stunden wundersamen Beglücktseins, und er hatte ihrer noch nie so begehrt wie in diesen Wochen, hatte noch nie so an ihr gehangen, mit dem fast nicht zu stillenden Trieb eines unsagbar Dürstenden. Beinahe schien es, als ob er sich nicht verzehren, sondern an ihr genesen würde, und die Stunden, da er vor sich hinbrütete, waren wenn sie bei ihm weilte, völlig geschwunden. Da war er nur ihr gewidmet, wie in den besten Zeiten, und nicht eine Viertelstunde gab es, da er sie vernachlässigt und wie früher als gar nicht anwesend betrachtet hätte. Als aber die ersten Fröste kamen und der Winter nahte, teilte Claudius nach einer langen Unterredung mit seinem Arzte Gabriele mit, daß er fort müsse. Man schicke ihn über See. Er dürfe den Winter nicht in der Stadt zubringen, eine wochenlange Meerfahrt könne ihn noch kräftigen und sein Leben verlängern. Und er müsse allein fahren, hatte ihm der Arzt geboten. Mit einem schmerzlichen Lächeln sagte er dies Gabriele: „Man will nicht, daß du bei mir bleibst, mein Kind. Der Arzt fürchtet, ich könnte mich zuviel mit dir abgeben!" Gabriele strich ihm über die Wangen, die etwas eingefallen waren, und tröstete ihn mit Worten, die ihr heiß und ehrlich aus dem Herzen kamen: „Mein Lieber, mein Armer, wie neidig sind die Menschen! Aber ich werde dir entgegenbangen, und du wirst wiederkommen, und ich werde dir gehören, wie jetzt die ganze Zeit her, mein Lieber,

mein Bester du!" Die wenigen Tage bis zur Abreise blieb Gabriele bei Claudius und kehrte auch für die Nächte nicht in ihre Wohnung zurück. Sie packte die Koffer, sie sorgte für das Wichtige und für das Kleinste und ging mit schwerem Herzen zwischen den offenstehenden Koffern, den aufgesperrten Kasten und den herausgeschobenen Laden hin und her. Sie ließ es sich auch nicht nehmen, mit ihm wenigstens bis Triest zu fahren, und stand mit flatterndem Tuch auf dem Molo, solange noch Claudius' Gestalt am obersten Deck des Dampfers sichtbar war. Dann ging sie ins Hotel und fuhr am selben Abend noch nach Wien zurück.

Es kamen Briefe. Aus Korfu, aus Patras, aus Kairo und Aden, und einer, der seine Ankunft in Bombay meldete. Die Briefe waren herzlich und gütig und kündeten nichts Schlechtes. Gabriele las sie oft, und jetzt, da Claudius nicht mehr hier war, wuchs in ihr der Vorwurf, daß sie ihn eigentlich betrogen hatte; noch mehr, daß sie ihn noch immer betrog. Denn war es früher doch nur der Taumel eines Doppellebens, das sie führte, und konnte sie sich selbst gegenüber die entschuldigende Erklärung vorbringen, daß ihm für das, was ihm genommen ward, dreimal und zehnmal soviel gegeben wurde, so fiel diese Beschönigung jetzt weg, da er auf fernen Meeren fuhr. Und trotzdem hatte sie mit Willi nicht gebrochen und empfing sogar seine Besuche in ihrer

Wohnung, war ihm nichts anderes als eine Geliebte. Dies drückte sie oft, und wenn sie leichtsinnig darüber hinwegkommen wollte, mahnte sie das ernste, klagende Gesicht Claudius' an ihre Schuld. Sie liebte ihn doch, hundertmal inniger als Willi, der ihr ja nichts anderes als die bloße Befriedigung entbehrender Sinne bot. Aber sie war schwächer als diese gemeine, grob verlangende Sinnlichkeit, und sie hatte Willi nicht die Türe gewiesen und schenkte ihm ihren Körper, ihre Nächte, ihre Liebkosungen. Doch als sie das Telegramm in Händen hielt, das den Tod Claudius' meldete, hätte sie Willi nicht ins Gesicht schauen können.

Drei Wochen nach dem Telegramm erhielt Gabriele einen in Bombay aufgegebenen Brief, den Claudius geschrieben hatte. Er hatte diesen Inhalt:

‚Mein liebes Gabrielenkind! Diesen Brief wirst Du zur rechten Zeit erhalten. Ich schreibe ihn, wo ich weiß, daß mir noch einige Tage gegönnt sind, aber auch nicht viel mehr. Bald nach meiner Ankunft in Bombay mußte ich mich ins Krankenhaus bringen lassen, in dem ich nun warte, bis es ganz zu Ende gegangen sein wird. Lange wird es nicht dauern, ich sehe es aus den Blicken der Ärzte, ich höre es aus ihren Worten, die mehr verschweigen als verraten, und es ist demnach Zeit, daß ich mich zum Abschiednehmen bereite. Du hast mir viel, viel Schönheit gegeben, Gabriele, und ich bin Dir heute

dafür dankbar, so wie ich es jederzeit war. Von allem, was nun zurückbleibt, verlasse ich Dich am schwersten, und ich muß es Dir, wenn Du es auch als grausam ansehen wirst, gestehen, daß ich oft in dem Gedanken schwelgte, Du würdest mit mir gehen. Nimm mir dies nicht übel, — es war nur Phantasie, nur der Wunsch nach etwas ganz Unerfüllbarem. Aber Du sollst mich nicht schnell vergessen, Gabriele, ich bitte Dich, sei mild und gütig und schenke mir oft Deine Gedanken. Deine Zukunft ist sichergestellt, alles Nähere wird Dir mein Rechtsanwalt mitteilen. Du wirst bei ihm auch noch die kleine Bedingung erfahren, die sich in meinem letzten Willen vorfindet und Dich betrifft. Ach, Bedingung, — es ist doch nur eine Bitte, ein heißes Begehren von mir, das mir seit Wochen nicht aus dem Kopfe ging. Du wirst nicht mit Sorgen zu kämpfen haben und sollst mir nur den einzigen Wunsch erfüllen: meine Wohnung sei künftig die Deine. Es dient mir zur Beruhigung, zu wissen, daß Du, wenn ich auch nicht mehr bin, wenigstens in den Räumen leben wirst, die jahrelang die meinen waren, in denen jedes Stück von mir redet, in denen ich Dich noch umgeben kann; dieselben Räume, die ja auch unsere Stunden seligsten, verschwiegensten Glückes gesehen haben. Ich gehe ruhiger hinüber, Gabriele, wenn ich dies weiß, und Dir wird es kein Zwang sein, dort zu leben, die Erinnerungen an mich sollen Dich nie bedrücken,

wie ich ja selbst Dir auch nie eine Last war. Nimm diesen Wunsch hin als das Vermächtnis eines Dir unendlich Dankbaren, eines stets dem Tode nicht fern gewesenen Menschen, dem die Huldigung vor Deiner Jugend und Schönheit und Weiblichkeit das süße Glück letzter Jahre war. Wenn Du diesen Brief erhältst, weißt Du schon geraume Zeit, daß ich alles überstanden habe, — wisse nun auch, daß alles, was nicht sterblich ist an mir, bei Dir weilt, jetzt und allezeit, in einer Liebe, die nun wohl eine ewige genannt sein kann. Denn nichts mehr wird Dein Bild, Dein geliebtes, verdrängen. Bewahr mir Dein Gedenken, Gabriele! Dein Claudius.'

Kurz darauf war Gabriele in Claudius' Wohnung übersiedelt. Beim Rechtsanwalt hatte sie alles Nähere erfahren und konnte dem Testamente entnehmen, daß in großmütiger Weise für sie gedacht worden war. Die Wohnung Claudius', deren ganzes Inventar in ihr Eigentum fiel, war auf drei Jahre vorausbezahlt, und für diese Zeit mußte sie sich verpflichten, in ihr zu wohnen. Mit Freude ging sie diese Verpflichtung ein und brach beim Rechtsanwalt in fassungsloser Rührung über all die Obsorge in schmerzliche Tränen aus, so daß der alte Mann die in tiefe Trauer Gekleidete kaum zu trösten wußte.

Nun weilte sie mit ihrem Mädchen in diesen ihr wohlvertrauten Räumen. Das Haus stand am Rande der Stadt, von einem kleinen Park umgeben,

in dem jetzt alle Beete blühten. Claudius' Wohnung umfaßte den ersten Stock. An das große Zimmer mit vier Fenstern, dessen eine Ecke in einen überhöhten, mit einem weichen, dicken Vorhang abgeschlossenen Erker überging, stieß das Schlafzimmer, dann noch ein Gastzimmer und die übrigen Räume. Am heimlichsten und wohnlichsten war es in dem großen Zimmer, in dem sie auch stets geweilt hatten, wenn sie bei ihm zu Besuch war. Die Wände waren mit dunklem Holz verschalt, die eine Wand mit Bücherregalen bedeckt, an den anderen hingen schöne Stoffe, alte Bilder, zwei hohe Kasten standen neben der Türe in das Schlafzimmer, die Mitte nahm ein langer, mächtiger Schreibtisch mit vielen Schubladen ein. Hinter ihm, den Fenstern zu, stand ein breites Ruhebett, mit orientalischen Polstern überladen, so daß man sie erst zusammenwerfen mußte, wenn man sich auf ihm ausstrecken wollte. Da war sie oft gelegen, wenn Claudius am Schreibtisch saß, und es bedurfte nur einer geringen Wendung ihres Kopfes, um in sein Gesicht sehen zu können. Wenn sie dann ihre Hand hob und auf die Kante des Tisches legte, lag sie schon in Claudius' Reichweite, und sie ließ seine sanft darüber streichen, schloß die Augen und fühlte sich geborgen, im Schoß der Liebe und des zärtlichen Behütens. Nun war dies alles tot, was diesem Raum sein eigentliches Leben gegeben hatte. Über der Türe, die in das Vorzimmer

führte, hing ein Ölbildnis Claudius'. Es war aus den Jahren, da sie ihn noch nicht gekannt hatte, aber er hatte sich seither nicht viel verändert. Es waren dieselben schmalen Wangen, der gleiche ernste Ausdruck in den Augen, dieselbe Haarwelle quer über den schöngebauten Kopf, der nun in fremdem Land ausruhte von allen Qualen der Gedanken, die je durch ihn gegangen waren.

Der erste Abend, den Gabriele in diesem Zimmer verbrachte, war von schmerzlichsten Erinnerungen durchschüttert. Eine Stunde nach der anderen wachte auf, die sie mit Claudius hier verlebt hatte, und aus den Ecken und Winkeln, die im Halbdunkel lagen, da die umschirmte Lampe in der Mitte der Decke nur einen begrenzten Lichtkreis auf den Tisch und dessen nächste Umgegend warf, kam es ihr entgegen wie Claudius' Geist, und sie wäre nicht erschrocken, wenn sie auf einmal seine leise, wohlklingende Stimme vernommen, wenn er sie zu sich gerufen hätte. Sie wäre von ihrer Ruhestätte aufgestanden, um den Tisch gegangen, — und hätte den leeren, verlassenen Stuhl davor gesehen. Ihre Gedanken waren erfüllt von Claudius, und wehmütig lächelnd dachte sie seiner letzten Sorge, sie könnte seiner rasch vergessen, und dieser lieben Nachhilfe, die das Vergessen dadurch hinausschieben sollte, daß sein letzter Wunsch sie in diese Räume zwang. Claudius brauchte ohne Sorge sein. So rasch wurde er nicht vergessen.

Die Tage dieser Frühlingswochen vergingen für Gabriele, einer wie der andere. Das Mädchen war der einzige Mensch, mit dem sie Verkehr pflog. Ihm erzählte sie, wenn sie zu Hause saß, von Claudius, mit ihm ging sie nachmittags in das Grüne hinaus, selten in die Stadt. Willi hatte sie, seit sie die Nachricht von Claudius' Tode erhalten, nicht mehr gesehen. Zwei Briefe von ihm waren unbeantwortet geblieben, und weiter drängte er nicht. Er achtete wohl ihre Trauer. Sie selbst dachte gar nicht mehr an ihn, er war ausgelöscht aus ihrem Leben, in dem der Tote einen immer größeren Platz einnahm. Des Abends saß sie noch lange in seinem Zimmer, wenn auch das Mädchen sich schon zur Ruhe begeben hatte. Und in einer späten Nachtstunde, als sie vor Claudius' Schreibtisch saß und durch das offene Fenster dann und wann ein kühler Luftzug bis zu ihr hin hereinstrich, faßte sie plötzlich einen Entschluß und drehte den in der Lade steckenden Schlüssel um. Bisher hatte sie Kasten und Tisch versperrt gelassen, trotzdem überall die Schlüssel staken. Sie wollte alles unberührt so lassen, wie es zu Claudius' Lebzeiten gewesen war. Sie wußte nicht, war es mehr Sehnsucht oder Begierde, was sie nun zum anderen veranlaßte, Sehnsucht nach den Dingen, die mit dem Geliebten in Berührung gestanden hatten, oder die Neugier, mehr von seinem Leben zu erfahren, als sie wußte. Sie kannte ja

eigentlich so wenig davon, sie konnte sich nur ungefähr vorstellen, wie dies Leben war, das er geführt hatte, ehe sie ihn kannte. Ein wenig ernster als das seiner Altersgenossen, da ihm sein kränklicher Zustand jedenfalls mancherlei Zurückhaltung auferlegen mochte, ein wenig ernster auch deswegen, da er seiner Veranlagung nach nicht den leichtesten Dingen der Welt zugewandt war. Vielleicht mochte er auch mit den Frauen weniger zu tun gehabt haben. Sie konnte sich nicht gut denken, daß er allzuviel in Frauenarmen geruht habe. Er war ein stiller Mensch gewesen, man mußte ihn gut kennen, um sich von ihm beglückt zu fühlen. Und wie wenig Frauen und Mädchen gibt es doch, die sich tatsächlich Zeit nehmen und die Geduld besitzen, um auf den tiefinneren Gehalt eines Mannes zu dringen.

Gabriele schob die Lade heraus und suchte, als ob sie sie schnell wieder schließen müßte, ihren Inhalt mit einem einzigen Blick zu umfassen. Da lag ein Revolver. Sie nahm ihn und legte ihn wieder zurück. Er war in allen sechs Läufen geladen. Kleinkram war wirr durcheinander geworfen, ein paar gleichgültige Rechnungen, Briefpapier, eine halbvolle Zigarettenkassette, Ringe, eine Uhrkette. Weiter unten stieß sie auf ein Blatt mit Claudius' Handschrift. Es war ein begonnener und nicht vollendeter Brief an sie. Von anfangs November des vorigen Jahres. November? Sie dachte nach. Ja

richtig, das war die Zeit, in der seine Leidenschaft so emporgelodert war. Sie nahm das Blatt und las: „Liebe Gabriele! Mit mir steht es nicht gut, und ich fürchte jeden Tag, jede Nacht, ich werde Dich verlassen müssen. Ehe dies geschieht, möchte ich Dir noch etwas sagen, was mir seit geraumer Zeit auf der Zunge liegt, und weiß nicht, wie ich beginnen soll. Ich möchte Dich nicht kränken, aber ich will, daß es klar sei zwischen uns beiden . . .“ Da brach der Brief ab. Gabriele sann nach. Was war unklar gewesen zwischen ihnen? Sie schüttelte verständnislos den Kopf. Nein, mein Lieber, da hast du dich wieder vergebens gequält! Aber vielleicht konnte sie etwas entdecken, das ihr diesen Briefanfang verständlicher machte. Und sie suchte und kramte weiter. Stieß aber nur auf Dinge, wie sie sich eben im Laufe eines Lebens ansammeln, solche, die man täglich zur Hand nimmt, und solche, die man in die Lade gibt und die darin ihren langen Schlaf schlafen, vergessen und unbeachtet, bis sie irgend ein Zufall wieder einmal an das Tageslicht bringt. Jetzt hieß der Zufall Gabriele, die jedes Zettelchen und jedes Bleistiftstück, das ihr in die Finger kam, sorgsam auf den Schreibtisch legte, um es dann wieder einzuräumen.

Sie schob die Lade zurück und sperrte eine andere auf. Die war vollgefüllt mit Briefen, in Bündel gebunden. Nur ein Pack lag lose, und die Briefe

staken noch in den Hüllen, die bei den Bündeln fehlten. Alle trugen dieselbe Schrift, eine Frauenschrift. Erst zuckte sie zurück, dann nahm sie den obersten, der wohl der jüngste sein mochte, und schickte sich an, ihn aus dem Kuvert zu ziehen. Sollte sie ihn lesen? Sie zögerte noch. War es ein Bruch irgend eines ungeschworenen Gelöbnisses, den sie jetzt begehen wollte? Nein, sagte sie sich. Sie verzehrte sich doch in der Begierde nach allem, was mit seinem Leben irgend etwas zu tun und in ihm eine Rolle gespielt hatte, sie wollte doch hineinwachsen in dies Leben eines Verstorbenen, auf daß alles Fremde an ihm niedersinke und sich ihr all seine Geheimnisse erschlössen. Von jeder Hülle befreit wollte sie ihn jetzt besitzen, so konnte er ihr näher kommen, als er es je in seinem Leben war. Und dann war sie doch die rechtmäßige Besitzerin alles dessen, was diese versperrten Fächer in sich bargen, und vielleicht hatte Claudius diese Bestimmung gerade in dem unausgesprochenen Wunsche getroffen, daß sie einst Mitwisserin auch der letzten Dinge werde, die er ihr noch verschwiegen hatte. Nein, sie tat nichts Unrechtes, sie zog den obersten aus der Hülle und las die ersten Zeilen, blickte dann auf das Datum, und las mit steigender Verwunderung weiter. Eine ins Innerste getroffene Frauenseele bäumte sich in diesen Seiten auf, die den Brief einer brüsk und grausam Verlassenen bildeten. Das merkwürdigste aber war das

Datum. Der Brief war zu der Zeit geschrieben, da sie Claudius kennen gelernt und er sie gebeten hatte, alles zu lassen und ihm zu gehören. Er hatte mit dieser Frau also ihretwegen gebrochen, mit einer Frau, zu der er, wie aus diesem Briefe hervorging, seit einigen Jahren in den engsten Beziehungen gestanden hatte, und die zudem nicht, wie es sonst oft Brauch der Verlassenen ist, sich in wilden Klagen oder Verwünschungen erging, sondern deren Schmerz sich nur in Worten namenloser Qual, ohne jede Anklage, äußerte. Claudius! Wie sehr mußte er sie, Gabriele, geliebt haben, um diese Frau zu verlassen. Sie ließ den Briefbogen sinken und lehnte sich in den tiefen, breitarmigen Stuhl zurück. Wie war dies doch im Anfange, da sie sich kannten? Sie konnte sich nicht entsinnen, an Claudius irgendwelche Zeichen großer seelischer Erregungen bemerkt zu haben. Er verbrachte die Tage in ruhigem, gezügeltem Gleichmaß, war liebenswürdig werbend zu ihr, von feiner, ernster Gelassenheit. Wie konnte er dies nur, da er doch in diesen Tagen solche Briefe erhielt? War er so stark Herr seiner Gefühle, oder hatte er die Liebe zu dieser Frau — und er mußte sie nach all dem, was sie schrieb, einst sehr geliebt haben, — schon seit Monaten als etwas Abgestorbenes, Verwesendes in sich umhergetragen? Sie steckte den Brief in die Hülle, legte ihn zu den anderen und sperrte die Lade zu. Die übrigen konnte

sie an diesem Abend nicht weiterlesen. Ein Tor zu einem unbekannten Raum seines Lebens, seiner Seele, war ihr geöffnet worden, und ihr Blick war zu verwirrt, als daß sie ruhig hätte hineinschreiten können. Aus dem Rahmen über der Tür blickte Claudius gemessen und nachdenklich herab, — sie sah lange auf ihn, ehe sie sich ins Schlafzimmer begab und erst nach zwei, drei Stunden unfruchtbaren Grübelns vor Müdigkeit und Trostlosigkeit in einen unruhigen Schlummer fiel.

Jeden Tag fühlte sie sich nun versucht, den Schlüssel wieder umzudrehen und die Lade mit den Briefbündeln zu öffnen. Es zog sie mit unbekannter Gewalt hin, und sie widerstand. Das Bild droben schien ihr zuzunicken: „Tu's, Gabriele, tu's!" und sie konnte sich nicht entschließen. Endlich aber hatte sie doch nachgegeben, saß vor der offenen Lade und hatte den Pack der nicht zusammengeschnürten Briefe vor sich. Sie nahm den untersten und sah, daß er über drei Jahre älter war als der jüngste. Sie las die Poststempel: Wien, Bozen, dann gab es italienische, schweizerische, französische Marken. In einem griff sie etwas Steifes, ein Bild. Sie zog es hastig heraus. Ein nicht mehr ganz junges Antlitz mit großen, wunderschönen, etwas müden Augen blickte ihr entgegen. „Du warst also meine Vorgängerin!" sagte Gabriele halblaut. Lange ertrug sie aber den Blick dieser Frauenaugen nicht, in

denen sie stille, anklagende Vorwürfe zu lesen vermeinte. Nein, diese Briefe, die sie so eng mit ihrem eigenen Leben verwachsen dünkten, konnte sie nicht lesen! Das wäre wie ein Wühlen in lebendem Fleisch gewesen, eine grausame Wollust, deren sie sich nicht fähig fühlte. Das konnte Claudius nicht wollen. Sie schob die Briefe zusammen, legte sie zurück, griff ein anderes Bündel heraus und löste die Schnur. Ihr erster Blick galt dem Jahr, in dem die Briefe — gleichfalls von Frauenhand — geschrieben waren. Sie atmete auf. Die lagen zehn Jahre zurück. Sie nahm das Bündel, legte sich auf die Ottomane vor dem Schreibtisch und begann nun zu lesen, vom ersten angefangen, aber je näher sie dem Ende kam, immer flüchtiger. Die Briefe mochten sich auf ungefähr zwei Jahre erstrecken. Die Schreiberin hieß Maria, und nach dem Inhalt ihrer anscheinend stets schnell hingeworfenen Zeilen hatte sie Claudius mit einer Glut geliebt, die ebenso rasch angefacht worden war, als sie wieder in sich zusammensank. Sie war verheiratet. Zwischen den Briefen lagen viele mit der Rohrpost gesandte Karten, fast stets des gleichen Inhaltes: „Komm! E. ist fort und ich habe Sehnsucht nach Dir.“ Oder ähnliche Worte. E. hieß Erich und war ihr Mann. An diesem Abend nahm Gabriele noch mehr als dies eine Bündel vor. Alle mit Briefen von Frauen oder Mädchen. Claudius hatte in dieser Lade die

Zeugen seines ganzen Liebeslebens aufgestapelt. Und er wurde viel geliebt. Von mancher, zu der er durch Monate oder ein paar Jahre im engsten Verhältnis gestanden hatte, fand sich noch aus jüngster Zeit, nach langen Pausen des Schweigens, dem ein schmerzlicher Bruch oder ein mähliches Entschlummern der Leidenschaft vorangegangen war, irgend ein Zeichen der Erinnerung vor, eine in plötzlichem Gedenken geschickte Karte oder ein Schreiben, das noch von freundschaftlicher Zuneigung eingegeben war. Das letzte Bündel, das sie in dieser Lade fand, waren Briefe von Claudius selbst, an eine geliebte Edith, schwärmerische, glühende Briefe des Zwanzigjährigen, die ihm dann später zurückgeschickt worden waren. Der noch immer übliche Austausch zwischen zwei Menschen, die endgültig nichts mehr von einander wissen wollen, oder von denen wenigstens der eine alle Spuren und Erinnerungen getilgt haben will. Gabriele blickte zu Claudius' Bildnis empor: Du Vielgeliebter und wohl oft Gehaßter und Verdammter, wie bist du gerade zu mir gekommen? Was habe ich dir geboten, daß du meinetwegen eine andere in höchster Pein zurückgelassen hast? Ich liebe dich, du Toter, den so viele gestreichelt und verwöhnt haben, ich liebe dich heute, wie ich dich geliebt habe, als dein Mund noch sprechen, dein Auge noch zärtlich auf mir ruhen konnte. Unwillkürlich legte Gabriele ihre Hand auf die Kante des Tisches, wie so

oft, wenn sie den Wunsch gehabt hatte, mit Claudius durch diese leise körperliche Berührung verbunden zu sein. Die Hand blieb unberührt, keine Stimme tönte in das Schweigen, sie war allein. Verlassen, wie die vielen. Und für immer verlassen, während doch die eine oder andere von diesen, deren Briefe durch ihre Hände gegangen, von dem Tode Claudius' noch keine Kenntnis haben mochte und noch immer auf eine Stunde hoffen konnte, in der er am Ende, einer plötzlich wiederkehrenden Neigung folgend, auf einmal zurückkommen werde, voll Sehnsucht nach ihr. Zu ihr würde er nie mehr kommen. Er war tot.

Es war Gabriele in diesen Tagen, als ob sie ein anderes Leben träumte, das des Geliebten, und sie wanderte durch die Räume wie eine aus allem Irdischen Gehobene. Sie strich mit leichter Hand über die Wände, über seine Bücher, sein Bett, — das war alles er, der sie umgab. Und hatte sie vor einem Tag noch das schmerzliche Gefühl, daß er ihr ewig verloren sei, so wußte sie heute, daß er in alle Ewigkeit bei ihr sei und ihr gehöre, als etwas Untrennbares, als ein Stück ihres eigenen Selbst. Sie empfand dies nicht als Grauenhaftes, sondern vielmehr als innigstes Verbundensein mit etwas nie mehr Vergehendem. Die Laden des Schreibtisches hatte sie alle durchsucht, hatte auch noch weitere Briefe gefunden, von Freunden, und das Leben, das Claudius geführt hatte, ehe sie bei ihm war, barg nicht

viel Fremdes mehr. Es war ihr vertraut und lieb wie das eines Bruders, der viele Wege gegangen war, auf denen ihn die Schwester nicht begleiten konnte, der aber stets wieder zurückgekehrt war, und der am Ende alles, alles, was er zurückgelassen, Gedanken und Wünsche und Erlebnisse, in ihre Hände gelegt hatte. Nur eine einzige Lade noch war verschlossen. In deren Schloß paßte kein Schlüssel. Gabriele überlegte lange. War es Claudius' Wunsch, daß sie dies Fach nicht öffnen sollte? Oder war es nur ein Zufall, daß sich der Schlüssel hierfür nicht finden ließ? Nach mehreren Tagen des Zauderns ließ sie, da sie stundenlang voll Unruhe stets an diese verschlossene Lade denken mußte, den Schlosser kommen und aufsperren. Zögernd ging sie daran, den Inhalt zu durchforschen. Vergilbte Papiere lagen obenauf, Dokumente, Taufscheine, alte Photographieen in vergangenen Trachten, von seinen Eltern wohl und Verwandten. Ein Myrtenkränzlein und ein brüchiger Schleier. Beides mochte seine Mutter getragen haben, die er so wenig gekannt hatte. Und weiter Familienpapiere, Zeugnisse, Urkunden, Vermögensnachweise, und wieder Bilder. Auch von ihm selbst, aus seiner Knabenzeit, aus seinen Jünglingsjahren. Lange betrachtete sie diese blaßgewordenen, unmodischen Bilder, sah, wie schon damals ein nachdenklicher, herber Zug dem jungen Gesicht etwas Strenges und seinem Alter Voraus-

eilendes gegeben hatte. Du lieber kleiner armer Bub! Und die Wangen waren schmal und die Augen ängstlich. Er war ja ein Sorgenkind gewesen von klein auf. Unter all den Papieren und Bildern begraben fand sie ein in Leder gebundenes Buch. Sie schlug es auf und erkannte Claudius' Schrift. Also doch noch etwas ganz Eigenes von ihm, jubelte sie. Und sie nahm es und streckte sich auf ihren Ruheplatz vor dem Schreibtisch, um es bedächtig Seite für Seite zu durchblättern. Sie war ein wenig enttäuscht. Es waren Aufstellungen von Einnahmen und Ausgaben. Das hätte sie wissen können, daß es Claudius' Wesen entsprach, hauszuhalten. Dann kamen viele leere Seiten. Im letzten Drittel begannen aber wieder Aufzeichnungen. Diesmal anderer Art. Eindrücke und Notizen von Reisen, — erst vier Jahre zurück. Anmerkungen über gelesene Bücher, gehörte Vorträge, gesehene Bilder, kurz hingeschriebene Zeilen über Erlebnisse des Tages. Aber nur im gedrängten Stil des Chronisten, der sich an das nackte Tatsächliche hält und alles übrige dem nachhelfenden Gedächtnis überläßt. Doch auf einmal war von ihr die Rede. Nur ganz kurz stand hier: „17. Oktober. Gabriele kennen gelernt." Dann weiter: „2. November. Ich sehe Gabriele fast täglich im Theater. Ihretwegen gehe ich in Kreise, die ich sonst meiden würde." — „19. November. Gabriele sagte mir zu. Ich bin ihr dankbar. Nun kommt

wieder Helle und Freude in mein Leben.“ Gabriele blickte zu Claudius empor über die Tür und umfaßte mit zärtlichen Blicken sein Bild. Du Lieber! Dann las sie weiter. Da gab es eine große Lücke in der Zeit. Es folgten Bemerkungen, die sich nicht mehr mit ihr befaßten, Notizen über andere Dinge, so wie die vorangegangenen. Erst mit dem Sommer des vorigen Jahres kam wieder ihr Name in das Buch. Das war, als sie beide an das Mittelmeer reisten, kurze Anmerkungen, die er jedenfalls nachträglich nach unterwegs gemachten Notizen in das Buch geschrieben hatte. Fast aus jeder Stadt, in der sie gewesen waren. Gabriele las langsam, wie in wiederkehrendem Genuß dieser schönen sonnigen Wochen. Dies Reisetagebuch schloß kurz mit einem Datum ab und dem bloßen Worte: „Heimkehr.“ Dann kam erst wieder eine Zeile aus dem Herbst: „Ich fühle mich schlechter als je. Wie lange wird es noch dauern?“ Hierauf folgte ein leerer Raum auf der erst begonnenen Seite, Gabriele blätterte um, las auf der nächsten Seite das Datum — 23. Oktober — und zwei, drei Worte, die folgten, und ihr Herz drohte in starrem Entsetzen stehen zu bleiben. Ihr war, als ob sie aufschreien müßte, aber eine kalte, harte Hand ihr eilends den Mund verschlossen und den Schrei erstickt hätte. Sie schaute unwillkürlich zu Claudius' Bild hinauf, und seine Augen nickten ihr zu, so wie vor wenigen Tagen, als sie gezögert hatte,

die Briefe zu lesen, nickten ihr auch jetzt zu, als ob sie sagen wollten: „Lies weiter, Gabriele, lies weiter!"

Und sie mußte weiterlesen: „23. Oktober. Gabriele betrügt mich." — „25. Oktober. Gabriele betrügt mich. Nun weiß ich es bestimmt. Als sie mich heute verließ, folgte ich ihr nach wenigen Minuten, konnte ihr unbeobachtet durch die Straßen folgen. Ein Herr wartete ihrer, den ich flüchtig aus der früheren Zeit kenne." — „26. Oktober. Heute dasselbe. Gabriele ging wieder mit ihm. Warum tut sie das? Was fügte ich ihr Übles zu? Ihr gehört jetzt doch das ganze Sinnen meines erlöschenden Lebens." — „5. November. Gabriele ist, wenn sie zu mir kommt, fröhlich und aufgeräumt. Anders, als noch vor kurzem. Und ich weiß, daß sie da jedesmal von ihm kommt oder zu ihm gehen wird. Und ich weiß, daß Gabriele, wenn ich ihr dies ins Gesicht sage, für mich verloren ist. Was hätte ich von dieser Genugtuung? Ist's nicht genug, daß ich allein der Wisser bin?" — „7. November. Wenn Gabriele nicht bei mir ist, verzehre ich mich in Qual und Begier und fühle mich gepeitscht von dem Würdelosen, in das ich immer tiefer sinke. All meine Kraft verschleudere ich an sie, mein ganzes Denken gehört ihr. Soll ich nun gestraft werden für vieles Leid, das ich über Frauen gebracht habe? Vielleicht ist es so." — „8. November. Ich leide unsagbar. Ich winde mich in Schmerzen, in die mich Gabriele, die

Ahnungslose, jede Stunde stürzt. Oft, wenn sie in meinen Armen ist, möchte ich es herausschreien, und es wäre mir vielleicht eine Erlösung. Aber ich presse die Lippen mit unmenschlicher Kraft zusammen. Sie soll nichts hören, sie soll nichts wissen." — „20. November. Lange Untersuchung des Arztes und ein bedenkliches Wiegen des Kopfes. Sie sind rapid heruntergekommen die letzten Wochen, sagte er. Und stellte dann eine vertrauliche Frage, der von mir eine nur halb wahre Antwort folgte. Aber er erriet wohl, was ich verschwieg. Wenn mir mein Leben lieb ist, schleunigst auf und davon. Das letzte, was man den Kranken meiner Art verordnet: Wochen über See. Und allein, allein, schärfte er mir noch wiederholt ein." — „23. November. Seit vorgestern weilt Gabriele Tag und Nacht bei mir. Sie weiß, wie es mit mir steht, und ist von rührender Hingabe und Liebe. Mitleidig sind sie ja alle." — „25. November. Ich fahre ins Sterben. Gabriele gibt dem Trauerzug das Geleite bis ans Meer. Dann kehrt sie zurück zu ihm. Aber ich schweige. Warum muß mein Leben so häßlich ausklingen?"

Diesen Worten folgten nur mehr leere Blätter. Gabriele lag erst regungslos, als ob sie ein Mörder mit wuchtigen Schlägen betäubt hätte. Dann schrie sie, das Mädchen stürzte herein, sah das verzerrte, angstvolle Gesicht seiner Herrin und brachte sie, selbst in größtem Schrecken, zu Bett.

Eine Woche lang verließ Gabriele nicht ihr Schlafzimmer, kaum ihr Bett. Das Mädchen ging ein und aus, seine Fragen fanden selten eine Antwort, mit offenen Augen lag Gabriele stundenlang im Bett, oder sie saß am Fenster und starrte in den Garten hinaus, in dem der Frühling sich mählich zum Sommer wandte. Sie war nicht zu bewegen, das Zimmer zu verlassen, und mit Schauder blickte sie zur Türe, die in das nebenstehende mit den vier Fenstern führte. Dort drinnen wohnte das Grauen. Alles war zusammengestürzt, ihr Traum, in dem sie wie eine Schlafwandlerin umhergegangen war, der Traum seines Lebens, das das ihre gewesen war. Alles war beschmutzt und in den ekelsten Kot gezogen. Claudius hatte gewußt, daß sie ihn betrogen hatte, und dies stumm und duldend getragen. Sie hatte ihn nicht betrogen, schrie es in ihr auf. Wer war dieser, den sie Claudius vorgezogen hätte? Sie wußte es nicht mehr. Er war vergessen und tot, irgendwer, der sich zu ihr gedrängt hatte. Er war tot. Aber Claudius lebte, und lebte mit jedem Tag mehr. Und in Nächten, da sie schlaflos im Bette lag, stand er plötzlich vor ihr, ohne Laut durch die Türe gekommen, und sah sie mit ernsten Augen an, sprach aber kein Wort. So oft sie ihn auch in unsagbarer Angst anflehte: „Claudius, sprich, sprich, — vergib mir, wenn ich Böses getan, — ich weiß es ja nicht —" — er blieb stumm und sah sie an, und

wandte sich erst nach langen Minuten, lautlos wieder durch die Türe verschwindend, in sein Zimmer zurück.

In der zweiten Woche kam ein Tag, da fühlte sich Gabriele, als sie erwachte, sonderbar frisch. Sie hatte einen traumlosen Schlaf vieler Stunden hinter sich. Und sie sah klar, und fast wie befreit von einer schweren Last, in den Frühlingsmorgen hinaus. Vogelgezwitscher drang ins Zimmer und die helle Sonne und der Geruch vieler Blumen. An diesem Tag, der wie neu von jungem Leben angefüllt war, öffnete Gabriele die bis dahin versperrt gehaltene Türe in das Nebenzimmer und trat ruhig und ohne jedes Angstgefühl in diesen Raum, der sie an die zehn Tage nicht gesehen hatte. Auf dem Ruheplatz vor dem Tisch lag noch das in Leder gebundene Buch. Sie nahm es und gab es in die Lade zurück, wieder unter die Familienpapiere und die alten Photographieen. Dann warf sie einen Blick auf das Bild über der Türe. Es sah ruhig und gleichgültig in das Zimmer. Claudius war ja tot. Ja, nun war er tot, dachte sie mit Schmerz. Nun war er tot. Warum hatte er all das, was er im Leben verschwiegen, nicht mit sich ins Grab genommen? Hätte er nicht ahnen können, daß dies Buch einmal in ihre Hände gelangen und ihr Leben vergiften könnte? Mitleidig sind sie alle, schrieb er. Ich gehöre nicht zu den Mitleidigen, empörte es sich in ihr, ich bin nicht eine von

den allen. Und wenn der Sinn des Vermächtnisses der hätte sein sollen, daß sie nun in der Qual der Selbstvorwürfe vergehen sollte, so wollte sie dieser Absicht den ganzen Trotz ihrer Jugend entgegenstellen, dem geheimen Wunsch des Toten, der Tausende von Meilen entfernt verweste, die biegsame Kraft der Lebendigen, die noch jeden Toten überwunden.

Claudius kam nächtens nicht mehr zu Gabriele. Und sie fühlte sich wie für immer befreit und konnte es kaum mehr verstehen, wie sie ungezählte Tage in diesem widernatürlichen Bann geweilt und das ganze wirkliche Leben rings um sie nicht beobachtet hatte. In der dritten Woche schrieb sie an Willi, er solle kommen. Er kam. Sie speisten des Abends in dem großen Zimmer. Willi war aufgeräumt und lieb wie immer und wußte viel zu erzählen, für das Gabriele Interesse besaß. Sie hatten sich ja einige Monate nicht gesehen. Seine Anwesenheit tat ihr ungemein wohl und wirkte, als ob alles Alte, Vergangene, das sich in diesem Zimmer angesammelt hatte, nun den Weg durch die offenstehenden Fenster hinaus nehme. Aus allen Ecken und Winkeln kroch es hervor und löste sich aus diesem Raum. Gabriele hatte den Schirm von der Lampe genommen, und es gab kein Dunkel im Zimmer. Alles lag im klaren, deutlichen Licht, alles war wieder wirklich und greifbar. Gabriele atmete auf und gab sich

ganz der Fröhlichkeit dieser Stunden hin. Das Mädchen kam und brachte Wein, und sie stießen auf neu beginnende Freundschaft an. Es wurde spät, und als Willi im Drängen, das sich schwer mehr zügeln ließ, ihrer begehrte, wehrte sie sich nicht. Willi löste ihr die Kleider, löste ihr Haar, das ins Kupferbraune schimmerte, und sie sanken auf den Ruheplatz vor dem Schreibtisch. Gabriele hörte stammelnde Worte, die wie ein ferner Klang an ihr Ohr tönten, und fühlte ihr Herz stark und hart schlagen. Nach einer Weile sah sie in das hübsche, gesunde Gesicht, auf dem ein Anflug von Müdigkeit und Gesättigtsein lag, und auf die halbgeschlossenen Augen, die in knabenhafter Freude am Besitz auf ihr ruhten. Lächelnd gab sie ihre Finger auf seine Lider, zog sie empor und sah, wie das runde Blau ihr entgegenstrahlte. Dann wandte sie ihren Blick, ohne daß sie wußte, warum sie es tat, nach links, empor zum Bild über der Türe, und sie schrie. Es hatte Leben bekommen, und die Augen Claudius', die nun tief in ihren Höhlen lagen, funkelten sie in grausamster Rachsucht an. Gabriele sprang auf, halbentblößt wie sie war, riß die Lade des Schreibtisches auf, griff zum Revolver und schrie: „Ein Ende, Claudius, — ein Ende — du bist tot, tot, tot, — tot!" Und schoß, ehe Willi es wehren konnte, auf das Bild, einmal, zweimal, in rasender Geschwindigkeit. Es war verschwunden.

Aber der Vorhang vor dem Erker rührte sich, und ihn langsam zurückfallen lassend, schritt Claudius, blutigen Antlitzes, drohend auf sie zu. Gabriele brüllte auf und schoß, — schoß nach Claudius, bis er fiel. Doch im gleichen Augenblick stieg er nun aus dem Fenster herein in das Zimmer, Blut im Gesicht, Blut an den Händen, — und aus dem Schlafzimmer kam er geschlichen, — und aus dem Kasten, der im Winkel stand, — überall Claudius, und immer blutender und immer furchtbarer und drohender, und nun war er ganz nahe an ihr, und seine Hand griff an ihr Herz. Gabriele schrie und schoß wild um sich, und gab den letzten Schuß auf die Hand ab, die ihr Herz zerpressen wollte, und dann knackte der Hahn nur mehr auf den leeren Lauf, und Gabriele sank zu Boden. Aus ihrer Brust, nahe dem Herzen, rieselte das Blut. Vergebens bemühten sich Willi und das Mädchen um sie. Sie kam nicht mehr zu sich, und ehe der Arzt in das Zimmer trat, waren ihre Augen gebrochen.